

Marie Louise Fischer

# **Das Mädchen Senta**

Roman



Die drei Mädchen trippelten die Friedrichstraße hinunter, mit sittsam kleinen, sehr raschen Schritten, als hätten sie es eilig. Tatsächlich gab es aber nichts und niemanden, der sie erwartete; sie waren auf dem Weg zu einem Bummel über Berlins alte Prachtstraße Unter den Linden.

Senta Weigand und ihre beiden Freundinnen Lilly und Louise waren wegen der mörderischen Hitze in diesem Sommer 1911 zwei Stunden früher als gewöhnlich aus der Königin-Luise-Schule, einem renommierten Institut für höhere Töchter, entlassen worden; sie hofften, dass man auf sie zu Hause noch nicht wartete.

Sie gingen mit hochehobenen Köpfchen und wehenden Locken, die Augen dabei artig gesenkt, dicht nebeneinander, doch ohne sich zu berühren. Da sie niemandem auswichen und stets Seite an Seite blieben, bildeten sie ein Hindernis im Strom der Passanten, um das immer wieder kleine Strudel entstanden. Aber sie kümmerten sich nicht darum, merkten es auch gar nicht, sondern schritten unaufhaltsam weiter und hielten ihre flachen Schultaschen mit festem Griff, ohne mit ihnen zu schlenkern, sozusagen als Alibi unaufschiebbarer Pflichten.

Dabei fühlten sie sich frei wie selten, froh, der steten und unnachsichtigen Aufsicht all dieser Mütter, Erzieherinnen, Hausmädchen und Lehrerinnen entronnen zu sein. Unter den gesenkten Wimpern beobachteten sie mit nahezu gieriger Aufmerksamkeit alles, was um sie herum vorging. Die Friedrichstraße galt ja als ein bisschen anrühlich und war für Mädchen aus gutem Hause normalerweise verboten.

Sie waren benommen von dem Gedränge auf dem Trottoir, von der ungewohnten Nähe zu wildfremden Menschen, beeindruckt von den Kutschen und jenen pferdelosen Wagen, die man jetzt Automobile nannte und die das übliche schräge Überqueren der Fahrbahn zu einem lebensgefährlichen Abenteuer machten.

Die schwüle Luft hing drückend über der Stadt, gleichzeitig erregend und erschöpfend.

Nach kurzer Zeit wechselten die Mädchen auf die Schattenseite der Geschäftsstraße hinüber, um den Strahlen der giftgelben Sonne zu entfliehen, gegen die auch die breiten Ränder ihrer großen Hüte keinen Schutz boten. Die seidenen und samtene Bänder, mit denen das geflochtene Stroh garniert war, flatterten ihnen über das lange, offene Haar auf den Rücken hinunter. Alle drei trugen engtaillierte Kleider aus geblütem Baumwollstoff – nur Lillys war aus weißem Musselin –, wadenlang, der Rocksaum gerüschelt, am Hals geschlossen, mit langen Ärmeln; an den Fesseln sah man die feinen Zwirnstrümpfe und die festen Knopfstiefelchen.

Senta überragte ihre Freundinnen um mehr als Kopflänge. Sie war hager und knochig, ihre spitzen Ellbogen hatten die Ärmel ihres Kleides ausgebeult und dünngescheuert. Arme und Beine wirkten bei ihr viel zu lang, Hände und Füße zu groß. Ihr Gesicht war mager, fast

fleischlos, und die Stirn, umrahmt von dichtem, kastanienrotem Haar, eckig und hart; ihr Kinn war spitz, und die Lippen, ausgeprägt und gut geschnitten, waren blass und blutlos. Alles an ihr machte den Eindruck von unfertiger Hässlichkeit.

Senta war ein ungewöhnlich reizloses Mädchen auf der Schwelle zwischen Kind und Frau. Und nur wer sich auf ihre leuchtend braunen, fast schwarzen Augen unter den dichten, rötlichen Wimpern konzentrierte, mochte das Besondere ahnen.

Senta hatte ein Talent, ungünstig aufzufallen. Auch jetzt. Unvermittelt begann sie zu singen. Ihre Stimme, rau und unmelodiös, ging freilich im allgemeinen Straßenlärm unter. Nur ihre Freundinnen, die den kleinen Spottvers gut kannten, konnten sie hören.

»Ich tanze den Cancan«, sang Senta, »solang ich denken kann ...«

Lilly und Louise stimmten ein: »... denn was die Duncan kann, det kann ick och!«

Beim letzten Wort machten alle drei einen hüpfenden Wechselschritt und brachen Sekunden später in prustendes Gelächter aus. Senta war es, die als Erste ihre Haltung wiederfand.

»Benehmt euch, Kinder«, ermahnte sie die Freundinnen im Ton der gefürchteten Frau Direktor, »Contenance! Wenn ich bitten darf!«

»Du hast es gerade nötig!«, zischte Lilly von Wagner. »Wer hat denn angefangen?« Sie verzog ärgerlich die Lippen.

Senta zuckte die mageren Schultern. »Na klar! Eines ziemt sich nur eben nicht für alle!«

»Dass ich nicht kichere!«, giftete Lilly. »Du bildest dir doch hoffentlich nicht ein, was Besseres zu sein?« Lilly war die Hübscheste von den Dreien. Sie wusste es.

Ihr Puppengesicht mit den vergissmeinnichtblauen Augen unter dem blonden gekräuselten Haar und ihre zierliche Figur mit den ersten Anzeichen weiblicher Formen hatten ihr manchen anerkennenden Blick errötender Gymnasiasten eingetragen. Selbstverständlich übersah sie die geflissentlich, nicht ohne sie gleichzeitig mit Genugtuung zu registrieren.

»Nun zankt euch nicht, Kinder!«, mischte sich jetzt Louise Heinze ein. Sie war ein rundliches kleines Wesen mit Grübchen in Wangen und Kinn und leicht hervorstehenden Augen. Sie erinnerte an einen Mops, einen überfütterten Mops mit Speckfalten. »Man sollte doch meinen, wir könnten wenigstens eine halbe Stunde zusammen sein, ohne uns zu zanken, auch ohne Aufsicht ...«

Sie war ein leidlich gutmütiges Mädchen.

»Louise hat vollkommen recht«, stimmte Senta zu, »wann wirst du endlich lernen, Spaß zu verstehen, Lilly?«

»Ich finde deine Späße eben ... eben unerträglich geschmacklos«, erklärte Lilly hochnäsig.

Senta hätte wohl entsprechend scharf geantwortet, wenn nicht der rasche Schritt der drei

Mädchen in diesem Augenblick von einem Hindernis aufgehalten worden wäre, das sich nicht einfach überrennen ließ.

Ein Bierwagen von Schultheiß stand am Rande der Fahrbahn. Die Rösser schnauften, schwitzten, stampften, und ihre glänzenden Leiber strömten einen wilden Geruch aus.

»Vorsicht, ihr Meechens«, brüllte der Kutscher vom Bock und knallte mit der Peitsche, »passt auf eure Beenekens uff!«

Lilly und Louise sprangen erschrocken zurück. Ein schweres Fass rollte knapp vor ihren Füßen über das Trottoir auf ein Kellerfenster zu.

Senta blieb wie angewurzelt stehen.

Der Mann, der das Fass jetzt über die Rutsche in den Keller des Speisehauses hinabließ, war groß und stark. Ein Riese. Er trug eine prallsitzende Hose über schmalen Hüften. Sein Oberkörper war nackt. Als er jetzt das nächste Fass vom Wagen herabhievte, spielten seine mächtigen Muskeln unter der braunen Haut. Sie glänzte ebenso nass wie die der Pferde. Seine Brust war tiefschwarz behaart. In Magenhöhe hatte er eine blaue Rose tätowiert, die sich im Spiel der Muskeln zu öffnen und zu schließen schien.

Senta sah das Gesicht des Mannes überhaupt nicht. Sie war fasziniert und angeekelt zugleich beim Anblick dieses kraftvollen männlichen Leibes. Als die Freundinnen schon längst weitergegangen waren, stand sie immer noch und starrte auf die Rose.

Der Geruch des Mannes war animalischer als der seiner Pferde. »Na, Meechen«, sagte er, »willste mal schnuppern?«

Er ließ die Hose ein Stück unter den Nabel herabrutschen, wölbte den Bauch vor, so dass die tätowierte Rose sich vollständig und in ihrer ganzen Pracht entfalten konnte.

Senta zuckte zusammen. Der Mann lachte. Senta glaubte, dass er sie anfassen wollte. Sie stolperte vor den schnaubenden Pferden rückwärts auf die Fahrbahn und rannte davon. Erst bei den neugierig wartenden Freundinnen fühlte sie sich in Sicherheit. Ihr mageres Gesichtchen glühte.

»Wo bleibst du denn?«, fragte Lilly missbilligend.

»Der da ... er wollte mich nicht durchlassen«, stammelte Senta und hängte sich, geradezu schutzsuchend, bei Louise ein.

Von den Linden her ertönte ein Autosignal. »Tatüüü – tataaa – traraa!« Jedes Berliner Kind kannte es.

»Der Kaiser!«, rief Lilly.

Die drei vergaßen, was sich für heranwachsende junge Damen gehörte, und begannen zu laufen. Genau wie die Gassenjungen, die jetzt ihre Spiele unterbrachen und sich schreiend und

johlend in Trab setzten. Aber vergebens.

Als sie die Ecke Friedrichstraße/Unter den Linden erreichten, waren von dem Prachtauto des Kaisers nicht einmal mehr die Rücklichter zu sehen.

»Wenn du bloß nicht so gebummelt hättest, Senta!«, rief Lilly enttäuscht.

Ein Junge, der die ›Berliner Morgenpost‹ austrug, schrie mit gellender Stimme: »Preußen bietet der Welt die Stirn ... das deutsche Kanonenboot ›Panther‹ ist im Hafen von Agadir gelandet! Preußen bietet der Welt die Stirn ... ein deutsches Kanonenboot ist in Agadir ...«

Die Mädchen gingen weiter; keine von ihnen hatte von Politik die geringste Ahnung. Weder in der Schule noch im Elternhaus wurde über die Entwicklung der internationalen Lage gesprochen. Das hätte als genauso unfein gegolten, wie über Geld zu reden. Dennoch merkten sie, dass es mit dieser Landung des Kanonenbootes etwas Besonderes auf sich hatte. Der Name ›Panther‹ wirkte gefährlich, die Stimme des Ausrufers hatte so aufreizend geklungen, und dann die Art, wie die männlichen Passanten ihm die Blätter aus der Hand rissen.

»Agadir? Liegt das nicht in Afrika?«, fragte Louise.

»Sehr richtig, meine Liebe«, erklärte Lilly, »Agadir liegt tatsächlich in Afrika, und wenn du es genau wissen willst ... in Marokko!«

»Was sollte denn ein deutsches Kanonenboot in Marokko wollen?«, fragte Senta.

»Der Welt zeigen, wie stark Preußen ist!« Lilly gab nur zu gerne ihr Wissen von sich. »Die Franzosen und die Engländer glauben, sie können die Welt unter sich aufteilen. Aber das will sich unser Kaiser nicht gefallen lassen. Schließlich sind wir wer! Oder etwa nicht?«

»Klar!«, rief Louise. »Du, das finde ich famos! Seine Majestät hat schon recht, wenn er's denen mal zeigt!«

»Und wenn nun die anderen es sich nicht gefallen lassen?«, fragte Senta nachdenklich.

»Umso besser!«, rief Lilly. »Dann gibt es eben Krieg!«

»Fein«, sagte Louise, »dann passiert endlich mal was. Bestimmt kriegen wir dann schulfrei und Siegesfeiern und überhaupt mächtig viel Aufregung! Mein Vetter ist in der Kadettenanstalt, und er sagt, der ewige langweilige Kommiss ist schon nicht mehr zu ertragen!«

Senta blieb mitten auf dem Trottoir stehen. »Kinder«, sagte sie, »das kann doch nicht euer Ernst sein?!«

»Was? – Warum denn nicht?«

»Dass ihr euch über einen Krieg freuen würdet!«

»Na sicher«, erklärte Lilly, »das würde jeder gute Deutsche!«

»Aber Krieg«, sagte Senta, »das bedeutet ...« Sie suchte nach Worten, um den Freundinnen klarzumachen, was sie dachte. »... Das bedeutet, dass die Männer miteinander kämpfen, das

bedeutet Tote und Verwundete! Krieg, das ist nicht dasselbe wie ... wie ein Manöver!«

Louise lachte. »Nicht so ängstlich sein, Senta! Unsere Männer ziehen aus und verhauen die Franzosen und die Engländer einfach ...«

»... Und wenn es sein muss, auch noch die Russen«, ergänzte Lilly. »Was ist schon dabei! Mein Onkel sagt, wofür wir überhaupt so ein starkes Militär brauchen, wenn es niemals kämpfen darf! Und außerdem unsere Flotte! Nein, es wird höchste Zeit, wir zeigen es den anderen Völkern mal, dass man uns nicht dauernd auf der Nase herumtanzen kann!«

»Aber vor September«, meinte Louise, »sollte es nicht losgehen, denn vorher ist mein Vetter noch nicht mit seiner Ausbildung fertig und verpasst sonst vielleicht noch das Beste!«

»Mein Onkel ist Reserveoffizier und mein Bruder Einjährig-Freiwilliger. Die können beide gleich einrücken!«, erklärte Lilly großspurig. »Also, von mir aus könnte es schon heute losgehen!«

»Das ist schrecklich«, sagte Senta, »schrecklich, einfach schrecklich!« Ihre Augen funkelten vor Erregung.

»Was hast du denn?«, fragte Louise verständnislos.

»Dass ihr so von Mord und Totschlag sprecht, als wäre es ein ... ein Vergnügen! Was würdest du denn sagen, Lilly, wenn dein Bruder und dein Onkel schwer verwundet würden? Und du, Louise, wenn dein Vater fallen müsste?«

Louise schwieg jetzt doch betroffen.

Aber Lilly erklärte mit Nachdruck: »Ich würde stolz sein, jawohl! Jede echte deutsche Familie muss stolz sein, wenn einer der Ihren den Heldentod für das Vaterland stirbt!«

»Mein Vater ist Arzt«, sagte Senta Weigand einfach. »Er rackert sich ab, Tag und Nacht, um kranke Menschen zu heilen ...«

»Ein Sozi ist er!«

»Von mir aus! Wenn du ihn einen Sozi nennen willst, nur weil er sich um die Armen kümmert, denen sonst niemand hilft – bitte! Aber ich will dir was sagen ... mein Vater ist ein großer Mann, ein größerer als deiner, der mit Teppichen handelt, und auch als deiner, Lilly, der die Armee beliefert! Was tun denn eure Väter schon? Sie verdienen Geld! Aber mein Vater hat vielen, vielen Menschen das Leben gerettet ...«

Louise hatte den Mund schon zu einer Erwiderung geöffnet, aber Lilly hielt ihn ihr zu. »Reg dich nicht auf, Möpschen«, sagte sie süß, »Senta hat ja so recht! Sie stammt aus einer erstklassigen Familie, an die unsereins gar nicht tippen kann. Dass ihr Onkel mit Schimpf und Schande aus der Armee gejagt worden ist, das ist doch schließlich längst vergessen!«

Senta machte einen Schritt auf Lilly zu. »Was lügst du dir da zusammen?«

Lilly lachte ihr ins Gesicht. »Ich lüge? Ich sage die reine Wahrheit! Bäh!«

»Das stimmt nicht. Das kann gar nicht stimmen«, Senta kämpfte gegen eine plötzliche Betroffenheit an, »mein Vater hat keinen Bruder!«

»O ja! Der Bruder deiner Mutter war Offizier, Senta! Beim Regiment Kaiserin Alexandra. Und er ist geschasst worden! Komisch, dass du das nicht weißt! Aber natürlich, es ist nicht angenehm, ein schwarzes Schaf in der Familie zu haben. Wahrscheinlich hat man dir deshalb von der Existenz dieses Onkels nichts erzählt!«

»Onkel Egon in Amerika!«, entfuhr es Senta. Im gleichen Moment hätte sie sich am liebsten die Zungenspitze abgebissen.

»Na, siehst du!«, rief Lilly triumphierend. »Ich habe also recht gehabt!«

»Gar nichts hast du! Dass ich einen Onkel in Amerika habe, beweist doch nicht ...«

»Ich bitte dich, Senta!«, mischte sich Louise ein. »Wer wandert schon nach Amerika aus, wenn er in Europa nichts ausgefressen hat! Nein, jetzt glaube ich, was Lilly sagt! Dein Onkel ist ein Taugenichts! Wenn er nur ein Fünkchen Anstand besessen hätte, dann hätte er sich wenigstens erschossen. Aber er hat es ja vorgezogen, mit der Schande weiterzuleben.«

»Ihr lügt alle beide!«, schrie Senta. »Noch ein Wort, und ich stoße euch mit den Köpfen zusammen, dass euch Hören und Sehen vergeht!«

»Tu's doch, tu's doch!«, höhnte Lilly. »Dann melden wir's morgen der Frau Direktor! Eine wie du dürfte eigentlich kein anständiges Lyzeum besuchen!«

»Vielleicht bist du nicht mal eine anständige Deutsche, vielleicht bist du eine Spionin!«, keifte jetzt Louise.

Da war es mit Sentas Beherrschung vorbei.

Mit einem Aufschrei wollte sie sich gerade auf die beiden Freundinnen stürzen und hätte es auch sicher getan – als ein junger Mann ihr den Weg abschnitt.

»Aber, aber, meine Damen«, sagte er mit mildem Spott, »ich nehme doch nicht an, dass Sie sich auf offener Straße in die Haare fahren wollen?«

Verdattert, mit hochroten Köpfen, hielten die drei Mädchen inne. Der junge Mann sah gut aus; er war schlank, glattrasiert und trug einen eleganten Anzug in schwarzweißem Pepitamuster. Die Schildmütze, die er lässig gelüftet hatte, wies ihn durch Farbe und Band als Primaner des Kaiser-Friedrich-Gymnasiums aus.

»Wir wollten uns keineswegs in die Haare fahren«, erklärte Lilly von oben herab, aber mit reizendem Lächeln, »es handelt sich vielmehr um eine Auseinandersetzung, eh, geistiger Natur!«

»Aha!« Das Lächeln um die Mundwinkel des jungen Mannes vertiefte sich. »Alle Achtung!

Aber ich finde es selbst für eine Auseinandersetzung geistiger Art entschieden zu heiß. Darf ich mir erlauben, die Damen zu einer Portion Eis ins ›Kranzler‹ einzuladen?«

»Das nenne ich keck!«, rief Louise.

»Wirklich, mein Herr, das geht entschieden zu weit!«, erklärte Lilly.

Senta würdigte den Gymnasiasten nicht einmal eines Blickes. »Entschuldigt mich, bitte, ich muss mich sputen«, sagte sie kurz und wandte sich in Richtung auf das Zeughaus abrupt ab.

Sie hastete jetzt die Linden hinunter. Wie gerne hätte sie sich eingeredet, dass Lilly sich alles, was sie über Onkel Egon von Stucken behauptet hatte, völlig aus den Fingern gesogen hätte.

Aber sie mochte sich nichts vormachen. Seit sie denken konnte, hatte etwas wie ein Geheimnis über diesem Onkel in Amerika geschwebt; niemals hatte ihr Vater oder ihre Mutter eine eindeutige Erklärung darüber abgegeben, wann und warum er ausgewandert war.

War es also wahr? War der Onkel aus der Armee ausgestoßen worden? Welch maßlose Schande für sie, für ihren Vater, ihre Mutter und auch für ihre beiden jüngeren Brüder, Niels und Karl-Friedrich! Ein Makel, der nicht abzuwaschen war, höchstens vielleicht durch eine Heldentat im Krieg.

Aber wenn Senta an Krieg dachte, so schauderte es sie. Als Arztochter – die Praxis Dr. Justus Weigands lag gleich gegenüber der Wohnung – hatte sie manches zu sehen bekommen, was jungen Mädchen ihres Alters in dieser Zeit sonst sorgfältig verborgen blieb. Sie kannte den Geruch von Blut und Eiter, hatte gebrochene und verrenkte Glieder gesehen, grässliche Verstümmelungen, die sich die Arbeiter und Arbeiterinnen an den neuen Maschinen zuzogen. Oft hatte sie mit angehört, wie ihr Vater sich darüber empörte, dass die Schutzmaßnahmen und Sicherungen an diesen Maschinen ungenügend waren. Immer wieder passierte es, dass Leichtsinns- und Profitgier, unterstützt durch Geiz und Rücksichtslosigkeit, junge, starke Menschen zu elenden Krüppeln machten.

Doch das waren immer nur Unglücksfälle, nicht zu vergleichen mit der Vorstellung, dass Menschen auf Menschen losgingen, um sie zu töten.

»Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, dass ich Sie nach Hause begleite?«, fragte eine angenehme, leicht nasale Stimme neben ihr. Es war der Gymnasiast von vorhin. Senta wusste es, ohne aufzusehen.

»Lassen Sie mich in Frieden!«

Aber der junge Mann ließ sich nicht abschütteln.

»Entschuldigen Sie, ich vergaß mich vorzustellen«, sagte der junge Mann, »Siegfried Rosenbaum!«

Senta blieb stehen. Sie blitzte den Gymnasiasten aus ihren jetzt riesengroßen, vor Erregung



fast schwarzen Augen an.

»Es interessiert mich nicht, wer Sie sind und wie Sie heißen! Hat man Ihnen nicht beigebracht, dass es absolut ungehörig ist, junge Damen auf der Straße anzusprechen?«

Siegfried Rosenbaum hatte schöne, mandelförmige Augen, die gleichzeitig Belustigung und einen Schatten von Melancholie zeigten.

»Nicht halb so ungehörig wie die Prügelei wohlerzogener junger Mädchen ausgerechnet Unter den Linden! Ich hatte die Ehre, sie gerade noch verhindern zu können.«

»Wenn Sie jetzt nicht sofort aufhören, mich zu belästigen, rufe ich einen Schutzmann!«

»Entschuldigen Sie, bitte«, murmelte er, »aber ich hatte auf Ehre nicht die Absicht, Sie irgendwie zu belästigen oder gar zu kränken ...«

Senta hörte nicht mehr hin. Sie schritt weiter, das Köpfchen hoch erhoben, mit herbem, verschlossenem Gesicht.

Das Küchenfenster zum Hof war sperrangelweit geöffnet und auch die Tür zum Flur; aber der Durchzug, den sich Stefanie Weigand auf diese Weise verschaffen wollte, war kaum spürbar. Die Sommerglut von draußen und die Hitze, die die brennenden Kohlen und die Herdplatte ausstrahlten, nahmen einem den Atem.

Stefanie spürte, wie ihr der Schweiß aus allen Poren brach, während sie die Einbrenne für das Gemüse anrührte. Aber trotz der Wärme war ihre Haut durchscheinend blass, und ihre braunen Augen mit goldenen Funken, die Justus Weigand einmal so bezaubert hatten, waren von bläulichen Schatten umlagert und wirkten unnatürlich groß in dem schmalen, weißen Gesicht. Auch das Mädchen Anna, das am Küchentisch stand und Zwiebeln schnitt, schwitzte. Der Schweiß bildete große, dunkle Flecken unter ihren Achselhöhlen, die sich immer weiter ausbreiteten. Aber ihr rundes Gesicht mit den kleinen Augen über den vorstehenden Wangenknochen wirkte rot und gesund. Die niedrige Stirn unter dem krausen Haar war von winzigen Schweißtröpfchen bedeckt.

»Puh!«, stöhnte sie und rieb sich mit dem nackten Unterarm über die tränenden Augen.

»Wenn es doch endlich regnen würde!«

»Sieht nicht so aus«, sagte Stefanie Weigand mühsam. Ihr schmaler Körper wurde von einem krampfhaften Husten geschüttelt.

Anna klopfte ihr mit der derben, von Wasser und Seife aufgeschwemmten Hand kräftig auf den Rücken. »Ach Jottchen doch, Frau Doktor, ham wir uns verschluckt?«

Es dauerte eine ganze Weile, bis Stefanie wieder sprechen konnte. »Schon möglich«, sagte sie vorsichtig, um nur ja nicht wieder den stechenden Schmerz in ihrer Brust zu wecken.

»Oder haben Sie 'nen Sommerschnupfen, gnä Frau? Dann sollten Sie doch mal mit dem Herrn Doktor sprechen! Mit so 'nem Sommerschnupfen ist nämlich nicht zu spaßen, 'ne Schwägerin von mir ...«

»Nein, nein«, wehrte Stefanie ab, »ich glaube nicht, dass ich mich erkältet habe!«

»Aber Sie husten reichlich oft in letzter Zeit, det jefällt mir gar nicht!«, sagte Anna hartnäckig. »Warum lassen Sie sich nicht mal vom Herrn Doktor untersuchen und 'ne Medizin verschreiben?«

Stefanie zwang sich zu einem Lächeln. »Sie wissen doch genau, wie viel mein Mann zu tun hat! Da kann ich doch nicht auch noch ...«

»Ja, ick weeb, det die kleenen Kinder wie die Fliegen bei diesem Wetter eingehen«, erklärte Anna ungerührt, »aber wat ist auch schon an so 'nen Kindchen dran? Von denen jibt es sowieso vüle zu vüle, und wenn es sein muss, macht man eben schnell ein neues! Aber Sie, Frau Doktor, müssen auf sich aufpassen, weil ...«

Stefanie Weigand ließ sich auf einen Küchenstuhl sinken. Der große hölzerne Löffel entglitt ihrer Hand.

Anna bückte sich rasch, hob den Löffel auf und begann eifrig weiterzurühren. »Dass det nicht ansetzt!«, sagte sie wichtig.

»Ich glaube, ich ... es wird besser sein, wenn ich mich ein bisschen frisch mache«, erklärte Stefanie kraftlos.

Im Schlafzimmer war es dunkel und verhältnismäßig kühl. Die schweren Vorhänge waren zugezogen und ließen nur einen dünnen Strahl des grellen Sonnenlichtes durch eine schmale Spalte quer über die Ehebetten fallen. Eine Sekunde lang empfand es Stefanie bei ihrem Eintreten wie eine Erlösung. Sie ließ sich auf ihr Bett fallen. Aber während sie flach und behutsam ein- und ausatmete, spürte sie, dass die Luft dumpf und stickig war.

Sie hatte vorgehabt, sich zu kämmen und zu waschen, denn es würde nicht mehr lange dauern, bis ihr Mann und die Kinder nach Hause kamen. Aber nun, da sie lag, merkte sie erst, wie erschöpft sie war. Am liebsten wäre sie einfach so liegen geblieben, mit geschlossenen Augen und entspannten Gliedern, bis es Abend wurde oder auch noch länger. Vielleicht für immer.

Ihre Gedanken setzten aus. Hinter ihren Lidern wurde es dunkel.

Als sie wieder zu sich kam, fühlte sie sich etwas besser. Aber zugleich mit dem erwachenden Bewusstsein überfiel sie erneut die schmerzhafteste Angst.

Was war mit ihr los? Woher kam diese Schwäche? Der Husten? Der Schmerz in der Brust? War es wirklich nur ein Sommerschnupfen, wie Anna glaubte? Oder hatte sie sich angesteckt?

Selbst jetzt nicht, in der Einsamkeit des dämmrigen Schlafzimmers, wagte sie, ihre Furcht in Worte zu kleiden, sondern versuchte, sie weit, weit von sich zu schieben.

Und doch erinnerte sie sich noch so gut an die große, bis zum Skelett abgemagerte Frau mit den fieberglänzenden Augen, die Justus Weigand in die Charité hatte überweisen lassen. Wie leicht war ihr damals das Versprechen über die Lippen gekommen: »Ich werde mich um Ihre Kinder kümmern, bis Sie wieder gesund sind!«

Der Ekel und die Angst waren erst später gekommen, in der feuchten, schmutzigen Wohnung, als sie sich um die zerlumpten rotznäsigen Bälger kümmerte. Nur wenige Tage. Wie ein Alptraum. Dann hatte ihr Mann eingegriffen und die Kinder ins Waisenhaus geschafft. Als die Frau in der Charité starb, hatten die Angst und der Ekel sich schon tief in Stefanies Seele gefressen.

Mit krampfhaft gefalteten Händen versuchte sie sich jetzt einzureden, dass alles nur Einbildung war. Die Hitze war es, die ihr zusetzte, die Geldsorgen. Nils hatte schon die dritte Hose in diesem Jahr durchgewetzt. Woher sollte sie das Geld für eine neue nehmen? Die Butter war auch wieder teurer geworden, eine Mark und vierzig Pfennig das Pfund, das Ei sechs Pfennig, das Pfund Suppenfleisch eine Mark! Wenn Justus doch nur regelmäßige Einnahmen hätte! Sie wollte ja gerne sparen, doch wenn sie niemals wusste, wie viel ihr tatsächlich monatlich zur Verfügung stand, konnte sie es nicht schaffen. Es kostete sie dabei große Überwindung, ihren Mann immer um Geld bitten zu müssen.

Sie war es nicht gewohnt, über Geld zu sprechen. In ihrer Kindheit, als Tochter des Bankiers von Stucken, hatte sie nicht einmal über Geld nachgedacht, und sie war ganz sicher, dass es zwischen ihren Eltern über dieses Problem niemals Auseinandersetzungen gegeben hatte. Die Stuckens hatten durchaus nicht üppig oder gar verschwenderisch gelebt. Aber das, was ihre Mutter gebraucht hatte, um den gesellschaftlichen Verpflichtungen der Familie nachzukommen, war eben dagewesen.

Stefanie seufzte schwer, ohne dass es ihr bewusst wurde. Gesellschaftliche Verpflichtungen – das war ein Begriff, mit dem sie Justus gar nicht kommen durfte. Tatsächlich war sie ja auch aus der bürgerlichen Welt ihrer Kindheit herausgerissen worden, ohne in der ihres Mannes je heimisch zu werden. Aber es ging dabei ja gar nicht um sie und auch nicht um Justus, sondern um die Kinder.

Senta brauchte einfach ein Mindestmaß an Garderobe, um nicht in der Königin-Luise-Schule und im Kreis ihrer Freundinnen als Aschenputtel zu gelten. Bald würde es auch für Nils soweit sein, auf das Gymnasium zu kommen. Mit geflickten Hosen würden sie ihn dort auslachen.

Aber das waren nicht Stefanies einzige Sorgen. Weit schlimmer noch traf sie die Entfremdung, die zwischen Justus und ihr entstanden war, seit der Professor ihnen beiden nach ihrer letzten Fehlgeburt dringend ins Gewissen geredet und sie vor weiteren Kindern gewarnt hatte. Seitdem war ein Riss zwischen ihnen entstanden, unheilbar, weil sie beide nicht mehr wagten, ihn wie früher zu heilen.

Dabei liebte sie ihren Mann immer noch so vorbehaltlos wie am Tage ihrer Hochzeit, und es war eine Qual für sie, mitzuerleben, wie er ihr unaufhaltsam entglitt.

Stefanie schrak zusammen, als die Tür aufgerissen wurde. »Justus! Justus ...«

Sie war in Gedanken so sehr bei ihrem Mann gewesen, dass sie unwillkürlich seinen Namen nannte.

Aber es war nur der neunjährige Nils, der ins Schlafzimmer stürmte. »Mama! Mama!«, rief er. »Warum liegst du im Bett? Bist du denn schon müde? Es ist ja noch gar nicht Mittag!« Er warf sich in ihre Arme.

Sie drehte ihr Gesicht rasch zur Seite, als er sie küssen wollte. »Nicht, Nils, bitte nicht! Es ist so heiß!«

Nils wich zurück. »Hast du mich nicht mehr lieb?«

»Aber ja, wo denkst du hin? Nur ... mir ist nicht so ganz gut!« Sie sah im Halbdämmer des Zimmers die großen hellen Augen des Jungen auf sich gerichtet und begriff, dass sie ihm mehr erklären musste, wenn sie ihn nicht verletzen wollte. »Mama hat einen kleinen Schnupfen«, sagte sie, »und deshalb möchte sie nicht, dass du dich bei ihr ansteckst!«

Nils lachte.

»Ein Schnupfen! Als wenn das schon etwas wäre! Wie viel Schnupfen ich schon gehabt habe! Kann ich gar nicht zählen!«

»Trotzdem ist es hübscher, gesund zu sein, nicht wahr? Also, bitte, komm nicht zu nahe!«

Nils setzte sich ans Fußende des Bettes. »Weißt du, wozu ich Lust hätte, Mama?«

»Nein. Aber du wirst es mir sicher gleich sagen!«

»Ich möchte ins Schwimmbad nach Wannsee fahren. Mit dir natürlich und mit Karl. Und Senta nehmen wir auch mit. Das wäre das Richtige für deinen Schnupfen«, setzte er altklug hinzu. »Mama, glaub mir! An der frischen Luft wird es dir besser gehen, und am Wasser ist es immer kühler als zwischen den Mauern. Ich habe vorhin die Hauswand angefasst, die glüht wie ein Backofen.«

»Heraus aus der Stadt«, sagte Stefanie leise, »ja, das wäre schön!«

»Also abgemacht! Schulaufgaben haben wir sowieso nicht auf, wir können gleich nach dem Essen hinausfahren! Was gibt es denn heute, Mama? Ich habe einen wahnsinnigen Hunger!«

»Dann lauf in die Küche und sieh nach!«

Mit einem Satz war Nils aus dem Zimmer.

»Bis nachher, Mama«, rief er vergnügt.

Stefanie erhob sich vorsichtig. Sie fühlte sich nach der kurzen Ruhepause merklich erholt, und die Aussicht auf einen Nachmittag draußen vor der Stadt gab ihr neuen Aufschwung. Sie wusste zwar noch nicht, wovon sie die Fahrt und die Eintrittskarten bezahlen sollte. Eine solch unvorhergesehene Ausgabe hätte ein zu großes Loch in ihre Wirtschaftskasse gerissen. Aber wenn Nils den Vater fragte, oder Senta – Senta war ja seit jeher sein Liebling –, dann würde er den Kindern sicher das nötige Geld geben.

Stefanie knipste die Lampe über dem Spiegel an. Beim Anblick ihres Gesichtes erschrak sie. Es war weiß wie eine Maske, in der die dunklen Augen wie stumpfe Löcher wirkten.

Sie bückte sich, zog die Schublade, in der sie ihre ehemals eleganten, jetzt an den Nähten zusammgezogenen, an den Spitzen sorgfältig gestopften Handschuhe bewahrte, ganz weit heraus und holte ein rundes Döschen heraus. Sie öffnete es, fuhr mit dem Löffchen über das Rouge und tupfte es dann behutsam auf ihre Wangen. Verstohlen, als wenn sie etwas Unrechtes täte, schob sie das Döschen dann wieder in sein Versteck zurück, noch bevor sie das Rouge über ihre Wangen verteilte.

Mit einem Schildpattkamm fuhr sie vom Nacken her über ihr braunes, hoch auf dem Kopf zusammengestecktes Haar und befestigte ein paar Strähnen, die sich im Liegen gelöst hatten, zog einige ihrer hübschen weichen Naturlocken tiefer in die Stirn. Sie befeuchtete ihren Zeigefinger mit der Zunge, glättete damit die Brauen und bog die Wimpern hoch. Sie biss sich auf die Lippen, bis sie Farbe bekamen.

Danach war sie mit ihrem Aussehen einigermaßen zufrieden. Sie stand auf, band sich die knöchellange, mit Rüschen besetzte Schürze enger um die Taille und wagte sich endlich aus dem bergenden Dunkel des Schlafzimmers hinaus.

Auf dem Flur lief ihr der kleine Karl-Friedrich entgegen, umschlang mit beiden Armen ihre Hüften und presste seinen Kopf an ihren Leib. Sie fuhr ihm zärtlich über die braunen Locken. Karl-Friedrich, das jüngste ihrer Kinder, schien ihr, schon rein äußerlich gesehen, am innigsten verwandt. Er hatte ihr Haar geerbt und sogar ihre braunen Augen, in denen, wie bei ihr, kleine goldene Funken leuchteten. Sein Wesen war sanft und ausgeglichen, und niemals dachte er daran, auch nur aufzumucken, wenn er von dem älteren, kräftigeren und raueren Nils, den er aufrichtig bewunderte, gedankenlos tyrannisiert wurde.

»O Mama, mir ist heiß!«, rief er jetzt.

Stefanie bog seinen Kopf zurück und legte ihre Hand auf seine glühende Stirn. »Du wirst mir

doch nicht krank werden, Karli?«

»Nein, bestimmt nicht, Mama! Bloß heiß ist mir!«

»Ich werde auf alle Fälle Fieber messen!«

»Aber nein, Mama, das kommt nur, weil ich so getobt habe! Gibt es bald etwas zu essen?«

Nichts hätte Stefanie mehr beruhigen können als diese Frage. »Ja, ganz bald«, sagte sie, »wir müssen nur darauf warten, dass Papa und Senta nach Hause kommen!«

Nils kam, ein Stück trockenes Brot in der Hand, aus der Küche. »Die Lange müsste längst da sein«, sagte er mit vollem Mund, »die Mädchen haben schon vor zwei Stunden hitzefrei bekommen. Das weiß ich ganz genau, ich habe vorhin Susanne getroffen.«

»Das sollte trotzdem kein Grund sein, deine Schwester anzuschwärzen!«

»Aber du sagst doch dauernd, dass wir immer die Wahrheit sagen müssen!«, rief Nils empört. Stefanie fühlte sich nicht stark genug, ihm klarzumachen, was sie meinte. »Hoffentlich ist ihr nichts passiert!«

»Ach wo«, behauptete Nils, »die streunt nur rum!«

In diesem Augenblick läutete die Flurglocke.

»Da ist sie!«, schrie Karl-Friedrich und rannte zur Tür.

Er riss sie so ruckartig auf, dass Senta, die erschöpft für Sekunden ihre Stirn gegen die bunte Verglasung gelehnt hatte, fast über die Schwelle fiel. Nils brüllte vor Lachen, während Karl-Friedrich, der den Jähzorn seiner Schwester fürchtete, sich mit einem Sprung in Sicherheit brachte und sich hinter seiner Mutter versteckte.

Wie blind taumelte Senta über die Schwelle. Sie hatte die Lippen fest aufeinandergepresst, und die weit aufgerissenen Augen starrten blicklos ins Leere; ihr hageres Gesicht war von feinen Schweißtröpfchen überzogen.

Stefanie merkte sofort, dass das Mädchen tief verstört war. »Senta, was ist passiert?!«, rief sie erschrocken.

»Nichts, gar nichts, Mama«, murmelte Senta und wollte an ihr und den Brüdern vorbei.

Doch Stefanie packte sie beim Handgelenk. »Komm mit mir, Liebes!«, befahl sie mit aller Energie, die sie aufbringen konnte, und zu den Jungen gewandt, fügte sie hinzu: »Und ihr kämmt euch die Haare! Und wascht euch die Hände! Wer nicht sauber zu Tisch kommt, kriegt nichts.«

Sie zog Senta in den Salon hinein, einen Raum, den sie als junge Ehefrau mit viel Liebe und Geschmack ganz im damals hochmodernen Jugendstil eingerichtet und jahrelang sehr geliebt hatte. Aber inzwischen waren die leuchtendgrünen Vorhänge verblichen, die Polster abgewetzt und die Teppiche schäbig geworden. Die Glasplättchen der Tischlampe klirrten, und der

Topf mit Farnkraut auf dem hochbeinigen Blumentischchen wackelte jedes Mal bedrohlich, wenn die Straßenbahn an der Ecke Barnimstraße vorbeifuhr.

Stefanie zog ein sauberes, noch zusammengefaltetes Taschentuch aus feinem Leinen aus ihrer Schürze und tupfte damit den Schweiß von Sentas Gesicht. Sie standen sich dabei beinahe Auge in Auge gegenüber, denn es fehlten der hochgeschossenen Senta nur noch wenige Zentimeter, bis sie die Größe der Mutter erreicht hatte.

»Du weißt doch, dass du mir alles erzählen kannst, Liebes«, sagte Stefanie freundlich.

Plötzlich zerbrach der Panzer. Senta öffnete die Lippen, das Blut schoss ihr in die Stirn. Mit einem Laut, der halb ein Schrei, halb ein Schluchzen war, warf sie sich an Stefanies Brust.

»O Mama, Mama, sie waren so gemein zu mir!«

Stefanie spürte die Kraft in dem hageren jungen Körper, dessen Ansturm sie nicht mehr gewachsen war. Sie wich, ohne Senta loszulassen, zurück und ließ sich in einen Sessel sinken. Senta barg den Kopf wild schluchzend in ihrem Schoß.

»Wer?«, fragte Stefanie behutsam, und hellstichtig fügte sie hinzu: »Deine Freundinnen?«

Senta gab keine Antwort, und Stefanie verzichtete vorläufig darauf, tiefer in sie zu dringen. Zart strich sie ihr durch das Haar. Es kostete sie Mühe, sich nicht anmerken zu lassen, wie erregt sie nun selber war.

»Was haben sie dir getan?«, fragte sie, als das Schluchzen nachließ. Senta umklammerte ihre Knie. »Es ist nicht wahr, Mama! Sag, dass es nicht wahr ist!«

»Was denn, mein Liebes, ich weiß ja nicht, wovon du sprichst?« Stefanie hatte jetzt Angst.

Senta hob den Kopf und blickte zu ihr auf. »Dass Onkel Egon aus der Armee geschasst worden ist!«

Als sie es ausgesprochen hatte, schien es beiden sekundenlang, als ob dieser Satz sich körperlich verdichtet hätte zu einem gefährlichen, bösen Tier, das zum Sprung ansetzt.

»Nicht ganz. Egon musste seinen Abschied nehmen. Das stimmt. Aber man hat ihn nicht geschasst, sondern er hat die Konsequenzen freiwillig gezogen.«

»Aber warum, Mama? Warum?«

»Er hat gespielt.«

»Um Geld?«

»Natürlich. Daran ist nichts Besonderes. Fast alle Offiziere taten es damals und tun es auch heute noch. Nur ... er hat verloren. Zu viel verloren. Er ist einer Clique von Berufsspielern in die Hände gefallen, die ihn restlos ruiniert haben. Er hat Schuldscheine unterschrieben, die dann unserem Papa präsentiert wurden. Sie sind alle eingelöst worden.«

Senta richtete den Oberkörper auf, trocknete das tränennasse Gesicht mit dem Tuch ihrer

Mutter und putzte sich die Nase. »Aber dann«, sagte sie mit kindlicher Logik, »hätte er doch eigentlich weiter Offizier bleiben können?«

Stefanie schüttelte sacht den Kopf. »Nein, das war unmöglich. Die Sache blieb nicht geheim. Unsere Familie war finanziell am Ende.«

Mit einem Satz war Senta auf den Füßen.

»Das hat er euch angetan?!«, rief sie empört. »Und sich keine Kugel in den Kopf geschossen?«

»Senta, bitte!« Stefanie nahm dem Mädchen das feuchte, zerkrumelte Tuch aus der Hand. Sie spürte das feine Ziehen in der Brust, das einen neuen Hustenanfall ankündigte.

»Aber wenn er doch ...«

»Senta! Ich habe meinen Bruder sehr liebgehabt, und ich habe ihn immer noch lieb. Würdest du denn einen deiner Brüder tot wünschen, wenn er eine Dummheit gemacht hätte?«

»Es ist doch bloß ... wegen der Ehre!«, beharrte Senta, jetzt schon kleinlauter. »Wenn er sich getötet hätte ...« Sie stockte.

»Könnten Lilly und Louise dich nicht seinetwegen ärgern«, ergänzte Stefanie. »Wäre dir das wirklich ein Menschenleben wert?«

»Mir nicht.« Senta drehte eine ihrer langen Locken um den Finger. »Ich bin auch ganz froh, dass Onkel Egon noch lebt. Bloß ... eine Schande ist es doch.« Sie zögerte, dann fügte sie hinzu: »Wenn Louise und Lilly es den anderen erzählen, dann wird keines der Mädchen mehr mit mir zusammen sein wollen.« Sie schwieg.

Stefanie presste das Taschentuch vor ihre Lippen. Es gelang ihr, den tief aus der Brust aufsteigenden Husten zu unterdrücken. Sie blickte Senta fest in die Augen, und es war ihr, als wenn sie die Gedanken des Mädchens lesen könnte.

»Und einen guten Mann, meinst du, kriegst du später auch nicht?«

Senta nickte stumm und senkte den Blick.

Stefanie seufzte. »Was soll ich dir dazu sagen? Nein, ein Offizier wird dich wohl kaum heiraten. Schon deshalb nicht, weil Vater das Geld für eine nötige Kautionsgarantie gar nicht zusammenbringen würde. Ich will dich nicht anlügen, Senta. Jeder Mensch hat sein Schicksal. Jeder ist an einen bestimmten Platz gestellt, sein Weg ist ihm durch die Zeit, in der er lebt, die Umwelt, die Familie vorgezeichnet, nicht nur durch den eigenen Charakter.« Ihre letzten Worte waren kaum noch zu verstehen, denn plötzlich war der Husten da, ein würgender Husten, der sie zu ersticken drohte. Ihr Mund füllte sich mit dem widerlich süßen Geschmack von Blut.

»Mama! Mama!«, rief Senta entsetzt. »Was ist mir dir?!«

Sie legte den Arm um Stefanies Schulter und umklammerte sie, als wolle sie ihr von der eige-



nen jungen Kraft abgeben.

Es dauerte geraume Zeit, bis Stefanie sich von ihrem Anfall so weit erholt hatte, dass sie wieder sprechen konnte.

»Nichts, Liebes«, sagte sie undeutlich, »eine kleine Verkühlung, nichts weiter!« Sie wandte den Kopf zur Seite, tupfte sich rasch die Lippen ab und verbarg das Tuch in ihrer geschlossenen Faust.

Sie hatte die dunklen Flecken entdeckt.

Senta schmiegte die Wange an ihre Stirn. »Habe ich dich gequält, Mama? Verzeih mir, bitte, verzeih! Ich habe wieder mal bloß an mich gedacht. Für dich muss das alles doch viel schlimmer sein.«

»Ich denke nicht mehr daran«, murmelte Stefanie mit abgewandtem Gesicht.

»Aber damals?«

»Das Schlimmste war für mich der Tod meines Vaters. Er hat sich erschossen. Wegen der Ehre, die er verloren glaubte. Er ließ uns allein, als wir ihn am dringendsten brauchten. Dabei war sein Tod ganz sinnlos. Das hat uns später unser Rechtsanwalt klargemacht. Die Bank wäre zu retten gewesen.«

»Das ist grausam«, sagte Senta erschüttert.

Stefanie schenkte ihr ein blasses Lächeln.

»Wer weiß«, sagte sie, »jedenfalls hätten dein Vater und ich niemals heiraten dürfen, wenn das damals nicht passiert wäre. Er hatte kein Geld, und seine Ansichten passten meinem Papa ganz und gar nicht!«

»Da hast du es!« Senta umarmte ihre Mutter stürmisch. »So hatte es also doch sein Gutes! Wenn Onkel Egon nicht gewesen wäre, würden ich und Nils und Karl-Friedrich also gar nicht auf der Welt sein?«

Stefanie zuckte zusammen. Musste sie jetzt sprechen? Aber dann sah sie das eifrige, glückliche, jetzt wieder ganz kindliche Gesicht vor sich. Und schwieg.

»So müssen wir also Onkel Egon dankbar sein, dass er das ganze Geld verspielt hat!«, rief Senta. »Weißt du was? Ich werde ihm bald mal wieder schreiben!«

»Ja, tu das! Und jetzt, bitte, lauf zur Praxis hinüber und sieh zu, ob du Papa zum Essen holen kannst! Die Jungen sterben sonst noch vor Hunger!«